

# Berührungslosigkeit – Intimität im Zeichen der globalen Pandemie

Thorsten Benkel

## Out of Touch. Intimacy in the Sign of the Global Pandemic

### Abstract

With the global spread of the corona-virus in 2020/21, the common mechanisms of social interaction were temporarily restructured. On the one hand, people reduced their exchange with others themselves; on the other hand, institutional requirements demanded the regulation and minimization of social activities. These restrictions inevitably affected the areas of eroticism and sexuality since they are primarily concerned with precisely those connections that apparently promote the spread of the virus – such as close proximity, which can arise not only in partnerships, but between strangers as well. The article explores the extent to which certain fields of intimacy have changed under these conditions. Three areas are considered: the disco/club scene, online dating services and prostitution.

Keywords: Corona-Virus, Sexuality, Regulation, Disco/club culture, Online Dating, Prostitution, Partnership

### Zusammenfassung

Angesichts der weltweiten Verbreitung des Corona-Virus zeichnete sich 2020/21 eine zeitweilige Umstrukturierung gewohnter sozialer Interaktionsmechanismen ab. Zu den selbsttätig durch die Bevölkerung erwirkten Verringerungen des Austauschs zum einen traten institutionelle Vorgaben hinzu, mit deren Hilfe das soziale Handeln reguliert und minimiert werden sollte. Zwangsläufig ist davon auch der Bereich von Erotik und Sexualität betroffen, denn hier geht es gerade um jene Verbindungen, die der Ausbreitung des Virus förderlich zu sein scheinen: um enge Nähe, die nicht nur in Partnerschaften, sondern mitunter auch zwischen Fremden entstehen kann. Der Beitrag ist der Frage gewidmet, inwiefern sich gewisse Felder der Intimität unter den Bedingungen der Pandemie verändert haben. Untersucht werden drei Bereiche: Disco-/Clubzene, Online-Dating-Dienste und Prostitution.

Schlüsselwörter: Corona-Virus, Sexualität, Regulierung, Disco-/Clubkultur, Online Dating, Prostitution, Partnerschaft

„Der virtuelle Mensch, reglos vor seinem Computer, macht Liebe via Bildschirm und hält seine Vorlesungen per Telefonkonferenz. Er wird zum motorisch und wohl auch zerebral Behinderten.“

(Jean Baudrillard, 1989, 127)

## Viruseffekte

Nach einigen Jahren, vielleicht Jahrzehnten, wird die globale Pandemie, die im deutschsprachigen Raum unter dem Begriff ‚Corona-Krise‘ grassierte, als das vielleicht bedeutungsvollste Ereignis im Leben derer, die sie überlebt haben, bezeichnet werden. Andere Begebenheiten mögen subjektiv von größerem Gewicht sein, aber nichts davon wird gleichermaßen von globaler Relevanz sein wie die Einschnitte, die das Virus ab 2020 verursacht hat. Und doch werden die ganz Jungen und die noch kommende ‚Nachwelt‘ auf die Pandemie wohl lediglich im Sinne einer historischen Episode Bezug nehmen, die sich einreihet in ungezählte, theoretisch ‚bedeutsame‘ Ereignisse ohne besondere Alltags- oder Praxisrelevanz.

Genau genommen, ist Covid-19 an den Veränderungen der Lebensweisen jener Menschen, die die Problemepoche bewusst durchlebt haben, aber gar nicht schuld. Viren sind keine Verbrecher. Alle Maßnahmen, die zu ihrer Abwehr durchgeführt wurden, sind das Werk von Menschen, die darin in einer paradox anmutenden Verfahrensweise für andere Menschen handeln, indem sie deren Freiheit beschränken. Aus der Einschränkung nämlich ergibt sich, dialektisch gewendet, die Befreiung – so oder ähnlich lautet das politstrategische Kalkül.

*Für, mit* und *gegen* wiederum sind die klassischen intersubjektiven Verbindungselemente, die das Soziale konstituieren. Schon insofern lassen sich die gesellschaftlich deutlich spürbaren Corona-Effekte als Phänomene interpretieren, deren Analyse in den Händen der Soziologie gut aufgehoben ist (siehe etwa Lindemann, 2020; Delanty, 2021; Heidingsfelder & Lehmann, 2021). Dessen unbeschadet verspricht die Publikationsflut zur Ära Corona unüberschaubar zu werden, und zwar in allen möglichen und denkbaren Disziplinen. Der vorliegende Beitrag darf als eines von tausenden Beweisstücken dienen. Ich

bin mir sicher, dass auch Musikwissenschaft, Byzantinistik und Meteorologie ihre genuin pandemiebezogenen Wortmeldungen aufweisen (werden), von der Pflanzensoziologie ganz zu schweigen. Nachgeborene Beobachter dieses doppelten Phänomens – der Pandemie an sich und ihrer textförmigen Begleitung – werden es schwer haben, einen Überblick zu erlangen. Die Lust am (Be-)Schreiben spricht gleichsam Bände über die gefühlte Notwendigkeit, das Leben während, mit und doch auf gewisse Distanz zur Pandemie wissenschaftlich, journalistisch oder künstlerisch zu reflektieren. Vielleicht lösen Umbrüche solchen Formats immerzu entsprechend großformatige Reflexionsschübe aus; vielleicht ist es aber auch die unmittelbare, ja nahezu körperliche Spürbarkeit der Viruseffekte, die so viele Menschen animiert, sich (überwiegend ungefragt) zu Wort zu melden. Eines scheint jedenfalls unstrittig: Trotz der nicht geringen Anzahl kulturhistorisch bedeutsamer Ausbrüche von Seuchen und anderen biomedizinisch grundierten Ordnungsgefährdungen (Reichert, 1997) war bislang keine Pandemie so omnipräsent wie diese. Die globalisierten Kommunikations- sind längst auch Reisewege, die Covid-19 zu einem weltumspannenden Passagier in alle Himmelsrichtungen gemacht haben. Das Virus ist somit nirgendwo abstrakt, sondern überall konkret – und zwar in der seltsamen Erkenntnisfigur einer unsichtbar- undurchschaute, aber permanent vermuteten und sukzessive gefürchteten ‚fremden‘ Angriffsformation.

In diesem Beitrag soll es um jene Effekte gehen, die die von Corona ausgehende pseudo-konkrete Gefahr für den Bereich des intimen Zusammenlebens bewirkt, für das also, was Jurist\_innen in ihrem Talent zur versachlichten Wortprägung den ‚höchstpersönlichen Lebensbereich‘ nennen. Hier, im intransparenten Sektor des privaten Lebens, finden die sinnlichen, erotischen und auch sexuellen Interaktionen statt, die für alle Menschen vom Teenageralter an mit immenser sinnhafter Bedeutung aufgeladen sind – und die, in den allermeisten Fällen jedenfalls, mit Außenstehenden allenfalls ansatzweise geteilt werden. Es handelt sich um einen Aspekt des Privatlebens, den externe normative Direktiven für gewöhnlich nicht durchdringen können. Das Virus hat indes Maßnahmen befeuert, die wenigstens teilweise in den intimen Lebensbereich hineinregieren (oder die zumindest entsprechend angelegt sind). Ein sexualsoziologisch informierter Blick verspricht diesbezüglich Einsichten, die sich aus einer eingeschränkten ordnungspolitischen Perspektive nicht so leicht entwickeln lassen.

Im Folgenden wird der Einfluss von Covid-19 in Bereichen behandelt: Disco-/Clubkultur, Online Dating und Prostitution.

## In keiner lauen Disconacht

Mit Bruno Latour (2006) könnte man die stimulierende, in der Konsequenz jedoch nicht wirklich alltagsadäquate Auffassung vertreten, dass es sich mit Covid-19 und den diversen Mutationen um soziale Aktanten handelt, die Menschen auf eine Weise zum Handeln zwingen, wie es in der traditionellen sozialwissenschaftlichen Auffassung nur andere Menschen vermögen. Es reicht gewiss nicht aus, den klassischen Bezugspunkt bei Émile Durkheim (1984, 114f) zu bemühen, wonach gesellschaftlich relevante Sachverhalte eine zwar nicht immer handgreifliche, aber doch in den Effekten gegenständliche Tatsächlichkeit entfalten, denn hier geht es in der Tat um einen sozialen *Antagonismus*. Hinsichtlich der immer wieder zu hörenden Bemerkungen, das Virus ‚zwinge einen dazu‘, ‚verlange nach Maßnahmen‘, ‚sei nur so effektiv zu bekämpfen‘ usw. muss von einer ‚Gegnerschaft‘ ausgegangen werden, die zwischen zwei Lagern errichtet worden ist. Insofern ist die Lokalisierung der Corona-Zuständigkeit im Feld der Politik nicht nur in administrativer Hinsicht und gemäß der Logik der Gesellschaftsteuerung einleuchtend, sondern auch bezüglich der klassischen Unterscheidung, die Carl Schmitt als grundlegende duale Codierung der Politik ausgegeben hat: die Differenzierung von „Freund und Feind“ (Schmitt, 2002, 25). Die Verwünschungen, die im *small talk* seit dem Frühjahr 2020 weltweit gegen das bewusstseinslose Virus ausgesprochen wurden, würden dessen maliziösen ‚Charakter‘ zweifellos unterstreichen.

Gegen einen dermaßen klar als fremd und gefährlich deklarierten, allemal ungewollten Gast sollte sich, möchte man meinen, relativ leicht eine Allianz des Widerstandes bilden lassen, und die effektiven Methoden zur Verteidigung sollten demzufolge zügig greifen. Doch Corona ist, wie gesagt, selbst in der großzügigsten soziologischen Zuschreibung allenfalls Aktant und nicht Akteur. Das heißt, das Virus selbst ist ein ‚Handlungsträger‘; es wird nicht von außen zum Handeln motiviert, sondern erzeugt Effekte, die von anderen als Handlungen gelesen werden (können). Verfügte dieser Feind über eine klassische soziale Adressierbarkeit – was, im allermindesten, einen sicht- und fassbaren Körper voraussetzt –, würde die Abwehrschlacht anders verlaufen. So aber ist das Virus überall und nirgends zugleich und scheidet als nanobiologische Zielscheibe konzentrierter Aktionen zunächst einmal aus.

Perfide scheint Corona darin zu sein, dass zur Blockade gegen die weitere Verbreitung des Virus und der von ihm begünstigten Krankheiten bekanntlich u.a. zum Abstandhalten aufgerufen wird. 1,5 Meter Distanz, mancherorts besser gleich 2 Meter, seien nach Maßgabe virologischer Expert\_innen hilfreich, die Streuung zu verringern. Vor allem deshalb sind zahlreiche, vermutlich die allermeisten

öffentlichen Orte, an denen sich nicht nur, aber eben auch Unbekannte in gezielter Annäherung bzw. in strategischer Vermeidung und gegebenenfalls in beiden Konstellationen zugleich körpernah zueinander aufzuhalten pflegen, seit den Iden des März 2020 geschlossen. Dies betrifft diverse Dienstleistungsberufe im körperästhetischen Versorgungsbereich wie Friseur-, Nagel- und Tattoostudios, die allerdings zeitweilig und abhängig von der bundeslandspezifischen Regelung doch wieder Kund\_innen empfangen durften und inzwischen zum regulären Geschäftsablauf zurückkehren.

Etwas anders hingegen steht es um Diskotheken und Clubs, in denen die Nähe der Körper zueinander größer und die hygienische oder pragmatische ‚Nutzungskomponente‘ wesentlich geringer ist. Wer bis zum Ausbruch der Pandemie hierher kam, konnte dafür eine Vielzahl an Motiven benennen, stets aber waren die nicht intendierten Facetten unterschwellige Begleiterscheinung der bewusst entscheidungsrelevanten (Otte, 2007). Anders formuliert: Die Musik und das Tanzen, legitime Beweggründe für die nächtliche Unternehmung, sind der Schlüssel zu deren sozialem Subtext, dem Kennenlernen anderer. An diesen eigenwilligen Stätten der Vergemeinschaftung, die für gewöhnlich ohne Fenster, mit wenig Licht, dafür aber mit Musik in ohrenbetäubender Lautstärke, mit dem Recht auf selbstbestimmtes ‚Auspowern‘ des Körpers und vor allem: mit einer geradezu normativen Erwartung an die Besucher\_innen, sich expressiv im *impression management* zu betätigen, ausgestattet waren (und auch wieder ausgestattet sein werden), waren das Tanzen, das Beisammensein mit Gleichgesinnten, die Flucht aus der Alltäglichkeit in die nächtliche Subsinnwelt und die Begegnung mit potenziellen Partner\_innen für Lust, Angehimmeltwerden oder gar Liebe, also immerzu in einem Schnittmengenbereich miteinander verknüpft.

Disco auf Abstand funktioniert nicht – denn der Clubbesuch dient eben nicht, wie bisweilen die Ausflagung nach außen behauptet, der Rezeption von Musik und der damit verbundenen Möglichkeit, sich in disparaten Körperbewegungen auszutoben, die in Ermangelung einer treffenderen Kategorie ‚Tanz‘ genannt werden. Das wäre auch auf Abstand, mit Mundschutz usw. schließlich relativ einfach realisierbar. Entscheidend ist das Gebot der sozialen Berührungslosigkeit, das der Konzeption der herkömmlichen Discothek fundamental zuwiderläuft. Die Dynamik der Musik verlangt beim Unterhalten zwingend nach physischer Nähe, die zwischen Unbekannten in der allerersten Interaktionssequenz mithilfe von Blicken initiiert werden muss und somit häufig auf Basis des vorderbühnentauglich gemachten Aussehens erfolgt (vgl. Benkel, 2021, 58ff).

So weit, so unspektakulär: Die Sinne schaffen, wie Georg Simmel (1999, 722f) in heute etwas pathetisch klin-

gendem Tonfall schreibt, einen Pfad zum anderen hin – sie sind „die Brücke, über die ich zu ihm als zu meinem Objekt gelange“. Verbindung ist da, wo sie spontan geknüpft wird, schon settingspezifisch körperlich enger als an anderen, alltagsnäheren Orten der Begegnung. Die Interaktionen sind, wie es solchen abgeschlossenen Sinnbereichen wie dem Club nun einmal zu eigen ist, hochgradig informell, und für viele liegt der Kulminationspunkt einer Nacht an dieser für die ‚peer group‘ reservierten und für Eltern, Lehrer und andere Moralisten versperreten Lokalität in der Erfahrung (die mithin als Wunschvorstellung ersehnt wird), anderen Personen erotisch näher zu kommen. Andere sind daran desinteressiert, und wieder andere mischen mit, ohne solcherlei Nebensächlichkeiten eine herausragende Bedeutung beizumessen. Ganz gleich, welche subjektive Sinnbestimmung der Berührung, dem Kuss, der flüchtigen sexuellen Geste an flüchtigen Nebenorten oder der gemeinsam verbrachten Restnacht nun zukommt: All dies ist in Zeiten der Pandemie verunmöglicht.

Die Abwägung der Interessen, die zur monatelangen Schließung von ‚Vergnügungseinrichtungen‘ geführt hat, ist so weitverbreitet, dass sie kaum irgendwo ausbuchstabiert wird. Der Wert Gesundheit steht höher als kommerzialisiertes Amusement und somit, im Hinblick auf den sozialen Subtext von dem, was früher ‚Tanzlokal‘ hieß, höher als die kontingenten Abenteuer, die auf einen an solchen Orten warten (oder eben nicht). Dramatisch will das, bis auf einige wenige Betroffene, niemand heißen. Die geraubten Erfahrungen sind dermaßen informalisiert, also: nicht-institutionalisiert, dass sie sich nicht einmal kompakt in Worte fassen lassen, wenigstens nicht in einer Formulierung, die anders klingt als platter Oberflächenhedonismus. Lamentationen werden daher in den geschlossenen Zirkeln Gleichgesinnter angestimmt (Stichwort ‚social media‘), während die Zielgruppe ohne Zielort offiziell stoisch, ja ‚vernünftig‘ auf Aspekte eines Lebensmodells verzichtet, dass sie sich, aller vermeintlichen Individualisierung zum Trotz, zu weiten Teilen nicht selbst ausgesucht haben. Die konservative Bewahrpädagogik braucht zur Verwirklichung ihrer Ideologie also keine moralischen Einsichten, sondern lediglich eine Pandemie.

Immerhin: Der temporäre Niedergang der Clubkultur demokratisiert das Feld der potenziellen Besucher\_innen, denn jetzt ist der Staat der Türsteher, und Elite-Konsumenten stehen ebenso vor verschlossener Pforte wie sonst sowohl im Hinblick auf Einlass wie auch auf näheres Kennenlernen benachteiligte oder unbegabte Interessent\_innen. Es gibt keinen offenen Verhandlungsraum mehr für spontane, in ihrem Ablauf unvorhersehbare Begegnungen, die sich jenseits routinierter Handlungsfelder innerhalb der Pandemie auf tun. Als Kompensationsmechanismus bietet sich allerdings die Flucht in die Virtualität an.

## Love me Tinder

Als ‚Social Media‘ werden verschiedene technische Kommunikationsdienste verstanden, die sich infolge der Digitalisierung gesellschaftlich zu etablieren vermochten. Bekanntlich liefert das Internet knapp ein Vierteljahrhundert nach seiner Entstehung als jedermanntaugliches Medium allen möglichen Interessengruppen virtuellen Raum, um sich ein Forum zu schaffen und sich sukzessive zu vernetzen, on- wie offline. Schon früh hat es sogenannte ‚Dating-Plattformen‘ gegeben (Dombrowski, 2011; Dröge & Voirol, 2013), deren bald unter einer Fassade der Subtilität verdeckter (‚Elite-Partner‘) und bald buchstäblich unverschämter (‚Joyclub‘) Fokus stets (auch) darauf beruhte, Menschen die Möglichkeit zur Begegnung zu eröffnen. Dass die mithin streng kategorialen Trennungen (mal geht es um ‚Freundschaften‘, mal unverhohlen um Sex) nicht ernst zu nehmen sind, zeigt allen Nutzer\_innen die reale Lebenserfahrung: Hier schwimmen die Beziehungsformen immer wieder einmal, ohne dass dies problematisch wäre, da dabei die Aushandlung der Beteiligten die einzige wesentliche Konstante ist. Entscheidend ist also nicht die nach außen getragene Bezeichnung des sozialen Verhältnisses, sondern die nach innen gerichtete „Verhandlungsmoral“ (Schmidt, 2014, 8). Diese Devise wird in die Online-Kommunikation transferiert und ist allemal der Regelungsmechanismus für den Übergang von der mediatisierten zur unvermittelten Begegnungsform. Dass am Anfang, am Bildschirm, die Daten und erst danach reale Dates im Vordergrund stehen, ist üblich und gewollt: Man trifft und beschnuppert sich auf diese Weise auf Sicherheitsabstand und entgeht so möglichen Gefahren bzw. Peinlichkeiten.

Mit soziologischen Instrumenten lässt sich recht umstandslos zeigen, dass die digitale Identität und ihre Suche nach Liebe und/oder Lust eng verzahnt sind mit der Kommodifizierung des Selbst und seines Körpers. Zygmunt Baumanns Überlegungen zur „liquid love“ und weitere Arbeiten desselben Autors zur „flüchtigen“ (im Original: *flüssigen*) Moderne berichten von dem subtilen Zwang, im gesellschaftlichen Spiel mitzumischen, wenn auch (oder gerade wenn) das Private in den Vordergrund rückt (Bauman, 2003; ders., 2012). Wo ohnehin alles kommerzialisiert ist, ist es nur konsequent, dass Konsument\_innen sich selbst zur Ware stilisieren und aufreizend verpacken. Es fühlt sich aufregend ‚individuell‘ an, sich einzubringen in den ‚Markt‘ der Erlebnissuchenden; aber das ist bereits eine der Kernillusionen, auf denen die Bereitschaft zur Partizipation (die ja nun auch nicht jede[r] mitbringt) basiert. Außerdem wird impliziert, dass die eigene Identität verbesserbar, damit aber potenziell auch verschleißanfällig ist. Die Projektarbeit am Ich ist nie vorbei.

Beziehungen sind, so Bauman, fragil; daher wird, wenn eine Partnerschaft endet, rasch die nächste initiiert. Diese ‚serielle Monogamie‘ funktioniert nicht für alle, weil es auf dem genannten Markt keine Gleichberechtigung gibt. Für die, die sich unter den hier gestellten Anforderungen gut vermarkten können, ist ihr Erfolg aber kein Garant für zukünftige Zufriedenheit. Die Angst vor der Verbindlichkeit und die darin eingegrabene Furcht vor den Traditionslinien der Großeltern- und den Kollaps-Ehen der Elterngeneration manipulieren das moderne, vor allem das *junge* Subjekt. One-Night-Stands bzw. das, was im Studierendenjargon gegenwärtig als ‚F+‘ firmiert (Kombinationen aus Freundschaft und sexuellem Miteinander), ermöglichen es, dass man begehrt und konsumiert wird und gleichzeitig selbst begehren und konsumieren kann.

In bestimmten gesellschaftlichen Milieus hat sich folglich, zumindest für einen bestimmten Lebensabschnitt, die Phase der plakativen Freiheit, nämlich die, die nach der Entlassung aus dem Elternhaus ansteht, ein ‚mind set‘ ergeben, das konträr zu dem steht, was Randall Collins als sexuelles Eigentumsrecht begreift (Collins & Coltrane, 2001). Während es vor einigen Jahrzehnten noch üblich und dem Erhalt der sozialen Ordnung dienlich war, Partnerschaften potenziell auf Lebensdauer zu schließen – wodurch Koordinationsprobleme und soziale Vergleiche mit anderen entfielen –, hat Intimität heute eine zeitliche Dimension. Zu den Umwälzungen, die sich dadurch im Laufe der Zeit ergeben haben, gehört die heute selbstverständliche, einst aber problematische Facette der ‚anderen Partner‘, die vor oder nach einem selbst in Erscheinung treten (könnten). Aber das ist ein Relikt aus der Zeit, als Liebe oftmals erst die Konsequenz der gemeinsam geschaffenen sozialen Wirklichkeit war (Berger & Kellner, 1965) – einer Realität, die ausdrücklich nicht auf Sexualität aufbaute. Heutzutage ist es für die Mikro- bzw. die Nanosozilogie der intimen Paarbeziehung alles anderes als ungewöhnlich, dass der Sex den Urgrund dieser gemeinsamen, nunmehr aber befristeten Konstruktionsarbeit darstellt (Kaufmann, 2004).

Generell braucht Sex aber (fast) gar nichts mehr zu bedeuten. Das antiquierte Bild der ‚Triebabfuhr‘ passt in eine Gesellschaft, in der die Konzentration zumindest bei weiten Bevölkerungsteilen der beruflichen Karriere und der Anhäufung von Wohlstand (bzw. auf der Vermeidung des sozialen Abstieges) gilt (Armstrong et al., 2012), wieder ganz gut hinein. Man ‚bedient‘ sich beieinander – im Einklang mit allen relevanten sexualethischen Prinzipien. Ein wichtiger Baustein ist die Übereinstimmung: Verstöße gegen das moralische Fundament, den gemeinsamen sexuellen Konsens, werden heute stärker problematisiert denn je. Somit ist ein Verhalten, das jahrhundertlang als verdammenswert galt (und zugleich weithin praktiziert wurde) – die offene Promiskuität – in ihrem Kern anständiger und humaner, als ihr Verbot es jemals gewesen ist.

Die Lockerheit, sich flüchtig/flüssig begegnen zu dürfen und sich gemäß der je ausgehandelten erotischen Realität füreinander zu ‚formen‘, ist als Freiheitsaspekt ein Zugewinn, an dem sich die Toleranzmaßstäbe einer Gesellschaft ablesen lassen. Im Zusammenspiel mit der in den 1970er Jahren zwar nicht entstanden, aber prominent platzierten Parole ‚Mein Körper gehört mir‘ ist das Recht, eben diesen Körper zu verwenden für wen oder was man selbst möchte, zu einer Selbstverständlichkeit geworden und deshalb – paradoxerweise – mithin auch zu einer Pflicht. Sich nicht auszuprobieren, wirkt altmodisch und verklemmt. ‚Lehrprozesse‘ mit dem Körper und dem Gefühlshaushalt scheinen die obligatorische Hürde auf dem Weg zur sexuellen und partnerschaftlichen Balance zu sein. Es gilt, Erfahrungen zu machen, damit man an ihnen ‚reift‘. Enttäuschungen gelten nicht als Rück-, sondern ebenfalls als Fortschritte. ‚No rain, no flowers‘: Die Ecken und Kanten auf dem Weg zur nächsten, besseren, intensiveren oder vielleicht doch trivialeren Erfahrungszweisamkeit ‚gehören halt dazu‘. So gesehen, hält ‚Freundschaft plus‘ trotz aller gefühlsmäßigen Achterbahnfahrten immerhin im korporalen Kern die Empfindung von Lust bereit, die das mögliche Missvergnügen auf der zwischenmenschlichen Ebene ein wenig kompensieren kann. Der Fokus auf den intensivierten Lustgewinn unter jungen Menschen ist daher gut nachvollziehbar. Es würde mich nicht überraschen, wenn demnächst ein Beilagenheft des diesbezüglich besonders ‚zeitgeistigen‘ Frauenmagazins *Cosmopolitan* eine Ankreuzliste mit sexuellen Spielarten druckte, die im Vorfeld des Findens der ‚großen Liebe‘ noch abgehakt werden sollten.

Durch die Anforderung, die bestehenden Optionen unbedingt zu nutzen (ein typisches Individualisierungsmerkmal auch bei Ulrich Beck), werden aber langfristig Unsicherheiten nicht ab-, sondern wohl eher aufgebaut. Der Horizont dessen, was kommt, wenn die Flüchtigkeit nicht mehr ausreicht und sich zur Festigkeit verdickt, ist schlichtweg nicht überraschend. Anstelle entspannter Neugier dem Unbekannten gegenüber dominiert bei vielen die Angst.

Doch zum Glück gibt es das Internet. Tinder und vergleichbare Dienste versprechen, gleichsam im Zeichen des Primats der Äußerlichkeit, Begegnungen mit offenem Ende. Und es zeigt sich, wenn man den entsprechenden journalistischen Befunden glauben darf, dass (im heteronormativen Spektrum) Männer und Frauen gleichermaßen an der Freiheit zur unverbindlichen erotischen Begegnung partizipieren (auch wissenschaftliche Untersuchungen dazu liegen mittlerweile vor: Newett et al., 2017; Rosenfeld, 2018; Peetz, 2019; Christensen, 2021). Der soziale Aushandlungsprozess ist auf ein Minimum reduziert, wenn beide es so wollen, und der Zugang zum flüchtigen Körper unproblematisch, solange ein Ritualisierungsgrundstock durchgespielt wird (vorher ‚etwas trinken gehen‘ usw., da-

mit es sich anfühlt, als sei die internetvermittelte Interaktion in ihrem Grundgerüst eben doch ein Rendezvous). Wenn es nicht ‚passt‘, sind keine Verpflichtungen entstanden – die soziale Bindung ist so rasch wieder gelöst, wie sie geknüpft wurde. Wenn sich eine aufrichtige Liebesbeziehung ergibt, mutiert der Modus des Kennenlernens zu einem eher nebensächlichen Gesichtspunkt (oder wird zur Sympathie ‚auf den ersten Blick‘ verklärt). Wenn es wiederum lediglich zum Sex kommt, bleibt auch im Anschluss die Freiheit aufrechterhalten, autonom zu entscheiden, ob und wie man sich mit dem Gegenüber weiterhin ‚vergesellschaften‘ möchte.

Insofern ist nicht das Während und das Danach bei Tinder anders als bei der Disconacht, sondern das Davor und das Wie. Dating-Apps reduzieren die komplizierteste Phase des Kennenlernens auf eine bildunterstützte Schriftkommunikation; die damit erzeugte Distanz betrifft die potenziellen Partner\_innen so sehr, wie einen selbst. Man kann dem anderen gegenüber eine Maskerade durchspielen, die man auch selbst glauben darf, denn es gibt – zunächst – zwischen Alter und Ego keine weitere Ebene als die technisch vermittelte. Es ist, wie der Text vorgibt; die unerbittlichen Facetten der sozialen (und psychischen, und physiologischen, usw.) Realität treten als objektivistische Faktoren (und damit im Sinne Durkheims) erst später hinzu. Die Karten werden neu gemischt, wenn zwei Tinder-Nutzende den Schritt in die Face-to-face-Situation wagen; aber dann sind schon soziale Energien geflossen, die das weitere Geschehen fraglos mitbeeinflussen.

Der Vernetzung via ‚App‘ steht höchstens ein Computervirus entgegen. Corona bzw. vielmehr: Corona-Maßnahmen können nicht verhindern, dass Menschen sich virtuell treffen und sukzessive auf die außerdigitale Interaktionsebene wechseln. Fromme Belehrungen durch staatliche Gesundheitswächter, die in Sachen Online-Dating das Verzichtüben anrieten, waren während der Hochzeit der Pandemie kaum zu vernehmen. Solche Manöver wären ohnehin erfolglos, weil das Flirten im Internet prima facie noch keine Ansteckungsgefahr birgt – mehr räumlicher Abstand zwischen den Protagonist\_innen ist schließlich kaum vorstellbar. Außerdem würde eine Intervention in die private Kommunikation hinein für quasi-chinesische Verhältnisse stehen; sie wäre der Ausweis für ein Regime, das in seinem Beschützerimpetus überhaupt keine roten Linien mehr kennt.

Pastoralmächtige Bevormundungen dieser Machart würden allenfalls dazu führen, die Nutzer\_innen zu anderen, subversiveren Methoden zu ermuntern. Mehr noch, die Unterdrückung der freien Rede, die bei der abwegigen Vision eines Verbots von Dating-Programmen im Raum stünde, würde jenen, die das Gebot unterwandern, nach den Maßstäben einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaftsordnung das berechtigte Gefühl vermitteln, auf der

‚moralisch richtigen‘ Seite zu stehen, also jene Position faktisch zu besetzen, die in diesem Fall die moralunternehmerische Herrschaftsordnung formal für sich selbst reklamieren würde.

Zu einer Apokalypse der Freiheit ist es nun aber bekanntlich nirgendwo gekommen, wo die Probleme nicht schon vor Covid-19 bestanden. Tinder & Co. konnten umstandslos weiter genutzt und, sofern gewünscht, bis zur allerletzten Dating-Option des eigenen Umkreises ausgeschöpft werden. Während einige mutmaßten, dass die Lockdown-Bedingungen zu einer vermehrten kompensatorischen Inanspruchnahme entsprechender Angebote führen würden, spricht m.E. auch manches Indiz für einen temporären Strukturwandel der onlineinduzierten Partnersuche. Fraglos dürfte einigen Vorsichtigen die Lust an der Transformation der Internet-Bekanntheit hin zur ‚echten‘ und womöglich erotischen Begegnung durch die Viruslast in der Bevölkerung nämlich vergangen sein. Dies spricht nun aber nicht gegen die Nutzung von Tinder, sondern für eine Nutzung unter den Vorzeichen der Krise: Man schreibt einander, tauscht Gedanken und Bilder aus, zeigt Interesse – und verschiebt die bald mehr, bald weniger zwingend erscheinende Konsequenz des leibhaftigen Aufeinandertreffens in eine gesündere Zukunft hinein.

Auch wenn dies der Reputation von Tinder zu entsprechen scheint, ist weder diese, noch sind ähnliche Offerten reduktionistisch ausschließlich auf Sex gemünzt. Selbst unverhohlene Sex-Dating-Angebote können den Kontingenzfaktor nicht ausschließen, d.h. es kann sich immerzu Liebe oder immer nur Sex ergeben, und natürlich können alle anderen Empfindungen evoziert werden, die sich zwischen Menschen nun einmal ergeben, wenn sie einander begegnen.

Zur Instrumentalisierung in Zeiten der lustvollen Anspannungen bieten sich online ohnehin andere Portale an, solche nämlich, bei denen es nicht um die vage Aussicht auf ein Treffen geht, sondern um die Möglichkeit der ein- oder auch zweiseitigen Erotisierung ausschließlich im digitalen Interaktionsrahmen. Dazu zählen selbstverständlich Myriaden pornografischer Webseiten, aber auch Konzepte des unmittelbaren Austauschs vor dem Computer. Zwei oder mehr Beteiligte können dabei sexuell aufgeladene Texte austauschen („Cybersex“; Dekker, 2012) bzw. sich über den Einsatz der Webcam sehen, hören und wechselseitig erregen. Letzteres ist üblicherweise kostenpflichtig und stellt mithin eine Art zweidimensionale Sexarbeit dar – es handelt sich genau genommen um eine rein visuelle ‚Adspektprostitution‘, d.i. eine optische Vorführung ohne Tuchföhlung, die die Berührunglosigkeitsgebote von Stripclubs bzw. der ehemals zulässigen Peep-Shows reproduziert (Benkel, 2010a).

Auch ohne den Einsatz des symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums Geld lassen sich solche Begeg-

nungen herstellen, dabei scheinen heterosexuelle Kontakte aber wesentlich schwieriger initiiierbar zu sein als männlich konnotierte Zusammenkünfte (Boll, 2019). In jedem Fall handelt es sich um Safe-Sex-Praktiken: Die Körperfluide verbleiben bei dem Körper, der sie absondert, und weder Geschlechts- noch gar Grippeerkrankungen bedrohen das Szenario. Zugleich wird Masturbation im Angesicht der Bildschirmdarstellung durch diese Praktiken zu einer gewissermaßen parasozialen Tätigkeit, die nämlich mehrere Bewusstseins einbindet und sogar die korrespondierenden Körper einbeziehen *kann*, wobei diese lediglich auf Monitoren sichtbar, damit aber nicht greifbar werden. Dieses hochgradig eigenwillige sexuelle Format stellt ein schon seit Jahren parallel zu den traditionellen Ausdrucksformen laufendes Paradigma erotischer Interaktion dar, das mehr von der Flüchtigkeit der Begegnung und dem Sicherheitsabstand zwischen anonym bleibenden Akteuren als von der Pandemie profitiert und das dennoch von der Parole des Abstandhaltens nicht negativ tangiert, sondern sogar positiv verstärkt wird.

## Sexarbeitslosigkeit

Wer von Kommodifizierung der Sexualität spricht, kann selbstverständlich von der Prostitution nicht schweigen. Sie ist, als Dienstleistungssektor, in Deutschland seit der Einführung des sogenannten Prostituiertenschutzgesetzes im Jahr 2017 hinsichtlich der dadurch forcierten Einschränkungen und Rücknahmen zuvor politisch und juristisch erkämpfter Freiheiten bereits vor Covid-19 einigermassen gebeutelt gewesen. Die Pandemie hat sodann das vermocht, was die erstaunlichen moralunternehmerischen Allianzen aus Teilen des feministischen und des wertkonservativen Lagers bisher nicht bis zur Gänze durchsetzen konnten: die Sexarbeit wurde ausgesetzt, ja verboten. Wie aus Ländern bekannt ist, in denen entsprechende Abolitionen schon seit Jahren gültig sind (wie etwa Frankreich, Norwegen, Schweden u.v.a.), bedeutet dies nun aber weder eine Pause noch die Auflösung der Branche, sondern lediglich ihre Abwanderung in den weniger gut reglementierbaren, die Prostituierten vulnerabler machenden Untergrund. Sporadische Einmalzahlungen an Sexarbeiterinnen (die überwältigende Mehrheit unter ihnen ist weiblich) sind nur bedingt bzw. gar nicht geeignet, die finanziellen Einbußen auszugleichen, die die Corona-Beschlüsse dabei mit sich bringen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> In meinen eigenen Feldforschungen in der Laufhaus-Szene im Frankfurter Bahnhofsviertel (Benkel, 2010b; ders., 2015) zeigte sich, dass eine der zentralen Motivationen der Prostituierten in der Versorgung ihrer etwa in Lateinamerika, Osteuropa oder Südostasien lebenden Familienmitglieder (häufig: ihrer Kinder) besteht, nicht

Dass Covid-19 ein standardisiertes Weiterführen von Bordellbetrieben, vom diskreten Appartement-Business oder von sogenannten ‚Sauna-Clubs‘ nicht zulässt, ist evident. Selbst unter Einhaltung sämtlicher logistisch umsetzbarer Empfehlungen (wie ausgiebiges Händewaschen oder das Tragen einer medizinischen Maske) sind Körperkontakte und damit leibliche Nähe hier unvermeidlich. An innovativen Vorschlägen (wie etwa der Perspektive, es sollten, sobald die Inzidenzwerte dies denkbar machen, vor allem solche Praktiken und Stellungen umgesetzt werden, die die Beteiligten möglichst ‚auf Distanz‘ halten, wie etwa *a tergo*), hat es nicht gemangelt, insbesondere nicht von Seiten diverser Prostituiertenhilfsorganisationen, die überdies nicht zu Unrecht monierten, dass das ‚Schmuddelthema‘ Sexarbeit in den Beschwörungen sozialer Solidarität angesichts der weltweiten Bedrohungslage, wie sie von politischen, medizinischen und andere Expert\_innen vorgenommen wurden, fast vollständig ausgeblendet wurde.

Die Lobby derer, die Sex gegen Geld offerieren, ist klein und wenig durchsetzungstark, und die komplementären Nutznießer des Umstandes, dass Prostitution in Deutschland seit beinahe 100 Jahren und (formal) auch weiterhin legal ist, die Kunden, formieren sich ohnehin nicht zur Interessensgruppe (von einigen bemerkenswerten Ausnahmen abgesehen). Erschwerend kommt hinzu, dass der Sexarbeit traditionell das Etikett eines gesundheitlich zumindest problematischen, wenn nicht sogar ernsthaft risikoreichen Tätigkeitsfelds aufgedrückt wird. Die ständig wechselnden Geschlechterpartner der Anbieterinnen halten demnach für diese wie für jene ein Reservoir der Gefährdungen parat, sodass sich die Corona-Maßnahmen aus der *public health*-Sichtweise letztlich an einen protektiven Diskurs anschmiegen, der immer schon Bestand hatte und immer schon das Beste für alle Beteiligten wollte.

Wie so oft, wenn es um ein polarisierendes, von Stigmatisierung geprägtes und zugleich öffentlichkeitsfremdes Terrain geht, wird auch im Feld der Sexarbeit mit Mythologisierung nicht geizig; und zwar sowohl mit Mythen, die der vermeintlichen Binnenlogik dieses Feldes entsprechen und von den Partizipant\_innen als Fassade aufrechterhalten bzw. als authentischer Befund angenommen werden, wie auch mit Mythen, die von außen kommen und ein Labeling betreiben, das in der Folge exakt jene Vorurteile bestätigt, welche überhaupt erst den Impuls zur Abwertung gesetzt haben. Die Vorstellung, es gehe in der Prostitution gesundheitsgefährdender zu als anderswo (ein Image, das in einigen Bundesländern beispielsweise schon in den 1980er Jahren zur Kondompflicht führte, die seit 2017 bundesweit gilt), ist unbewiesen und ohnehin unbeweis-

bar, denn wie sollten die aktivsten unter den Promiskuitiven des Landes denn dabei als Kontrollgruppe herangezogen werden – von den ‚Performern‘ im *adult entertainment* ganz abgesehen?

Wie dem auch sei: Die Verknüpfung der Sexarbeit mit der gestiegenen Ansteckungsgefahr mit Covid-19 lässt sich kaum bestreiten, folglich ist der staatliche Eingriff begründet, wenngleich seine Effektivität sich nicht prüfen lässt. Nicht-Erfolge von Handlungen sind nun einmal nicht messbar, und außerdem existieren prostitutive Arbeitsbereiche ja weiter, allerdings unter der nivellierten Rahmung, dass sie nun tatsächlich unerlaubt und potenziell strafwürdig sind. Selbstverständlich ist nicht jede Sexarbeiterin bereit, den strukturellen Zwang zum Geldverdienen über ihre eigene oder die Gesundheit ihrer Freier zu stellen.

Andererseits zeigte sich u.a. in Frankfurt am Main, dass der ohnehin vorhandene (und ohnehin verbotene) Straßenstrich nach Inkrafttreten der entsprechenden Verbotsbestimmung hinsichtlich des personellen Angebots um ein Mehrfaches gewachsen war. Viele Frauen, die nicht mehr in den bordellartigen Betrieben des Bahnhofsviertels operieren durften, versuchten sich daran, die an diesem Ort erwarteten Kunden abzufangen und zu einer etwas anderen Sexarbeitskonstruktion zu bewegen, dem gemeinsamen Aufsuchen eines Hotels innerhalb des Reviers, dessen Betreiber offiziell strikt bestreiten, stundenweise Zimmer zu vermieten, es faktisch aber allenthalben tun. Ob bei diesen Exkursionen in die kommodifizierte Zweisamkeit die Maske wohl aufgesetzt geblieben ist?

Die scheinbar zufällige Unterhaltung auf der Straße, die scheinbar spontane Lust, miteinander ein Zimmer zu teilen, die vorgebliche Irrelevanz jedweder Bezahlung sind ebenfalls Mythen, diesmal aber solcher Art, das niemand an sie glaubt. Die lokalen Ordnungskräfte sind jedoch aus organisatorischen, mithin auch juristischen Gründen nicht imstande, die Flut der Nebenengagements am Straßenstrich eindämmend zu kontrollieren. Als Konsequenz des Corona-Dekrets interagieren Freier und Prostituierte folglich in einem als Privatsphäre ausgeflaggten Kontext, der die immerhin rudimentären Absicherungen im Laufhaus- oder Bordellzimmer (die Präsenz von ‚Aufpassern‘ vor der Videoüberwachungsanlage, der Sicherheitsknopf für Gefahrensituationen usw.) vermissen lässt. Es ist schwer zu sagen, aber angesichts der Vorlieben, die Freier ansonsten in dieses Feld hineinbringen auch nicht ganz abwegig, dass die Subversion der Sexarbeit in Corona-Zeiten einen besonderen Reiz auf Teile der Kundschaft ausübt: Der sonst eher mechanische Ablauf mit etablierten Regeln wird von einer klandestinen Verabredung abgelöst, die an andere Orte führt, wesentlich weniger strukturiert und daher für beide Seiten überraschungsoffener ist.

Dies gilt zumindest für die häuslichen Prostitutionsformen. Der Straßenstrich verläuft seit jeher gemäß die-

im Erwirtschaften eines subjektiv gewinnbringenden Lebensstils. (Letzteres ließ sich hingegen als Kernmotivation im etwas anders beleumundeten und kostspieligeren Escort-Segment ausmachen.)

ser Aushandlungsprinzipien, und in der Escort-Sexarbeit sind Haus- und Hotelbesuche der übliche Modus; sie finden auch zu Zeiten der Pandemie statt, sofern die Frauen dazu bereit sind. Da die Kontakte hier üblicherweise über Webseiten, manchmal auch über Agenturen laufen und die Vorab-Kommunikation per E-Mail erfolgt, liegt der semiprivater Anstrich der Interaktion schon a priori vor. Die sexuelle Begegnung ist also, aus institutioneller Sicht, ohnehin privat, d.h. kaum durchleuchtet und regulierbar, und somit fällt die Verantwortung für das Ja oder Nein in Zeiten der Pandemie hier auf die Akteure selbst zurück.

## Nahe und ferne Körperkontakte

Unter allen Varianten des Körperkontakts (Schmidt & Schetsche, 2012) sind sexuelle Interaktionen schon aufgrund der komplizierten Bedingungen ihrer Ermöglichung und aufgrund ihres (wenigstens hypothetischen) psychosozialen und ethischen Ballasts besonders aufschlussreich. Der Aufschlussreichtum potenziert sich geradezu, wenn der erotische Körperkontakt zum Vexierpunkt einer von Institutionen getragenen *Rettungsintervention* wird – wenn es also darum geht, Gefahren zu verhüten, die so abstrakt sind, wie der Sex konkret, situativ, körperlich und im Hier und Jetzt verortet ist.

Semantiken der Abschirmung vor Problemen sind in sexuellen Situationen nichts Neues: Achtsamkeit gegen mögliche sexualisierte Angriffe, das Verwenden von Kondomen, hygienische, physische und psychische Vorbereitungen bei diversen Spielarten und generell ein erhöhtes Risikobewusstsein beim Zusammentreffen mit Fremden werden regelmäßig angemahnt. Für gewöhnlich korreliert die gleichsam zunächst nur abstrakte Bedrohung dabei mit dem Fremdsein der anderen Person, nicht mit der Nähe zu einem anderen Körper. So betrachtet, ist Covid-19 tatsächlich eine Art sexuelles Virus: Je intimer sie ist und je länger sie andauert, desto gefährlicher ist die soziale Interaktion (bzw. könnte sie sein). Corona egalisiert sogar die sexuelle Beziehung, denn ob man sich nun 50 Jahre oder 50 Minuten kennt, ist angesichts der feindseligen Biologie des Virus irrelevant. Genau genommen, sind diejenigen, die auf 50 Jahre Bekanntschaft zurückblicken, sogar gefährdeter, weil sie älter sind – denn die Erkrankung ist, wenn sie ausbricht, bekanntlich im hohen Alter am gravierendsten.

Nachdem jahrzehntelang für die sexuelle Autonomie gestritten wurde, dürfte es schwierig werden, Gesundheitsvorsorge als rhetorischen Motor einer neuen gesamtgesellschaftlichen Abstinenzregelung zu etablieren.

Das Private der Privatsphäre hält mittlerweile, infolge langer Einübung, rechtlichen bzw. polizeilichen Einbruchsinteressen stand, sofern keine Straftaten im Spiel

sind. Eine Öffnung intimer Lebensbereiche zugunsten allumfassender Schutzinspektionen wurde selbst auf dem Höhepunkt der Pandemie nicht gefordert. Anders als beim Kondom, das sich als Barriere gegen eine todbringende Krankheit als effektiv erwiesen hat und deshalb geradezu naturalisiert wurde (die Rede ist vom ‚condom sense‘), hat die FFP2-Maske es wohl schwer, eine bleibende Ablagestätte auf dem Nachttisch zu finden.

Dies bedeutet aber umgekehrt, dass diejenigen, die das Problem von vornherein leugnen, von den Errungenschaften der ‚sexuellen Revolution‘ und ihrer Nachfolgeprojekte profitieren. Sogenannte ‚Querdenker‘ sind, soweit sich dies überblicken lässt, vermutlich überwiegend keine ‚Queerdenker‘, aber sie können den privaten Rückzugsbereich, der eben auch mit der sexuellen Entfaltung assoziiert ist, indes weit mehr als das Schlafzimmer umfasst, als heiliges Refugium einer dem Staat abgewendeten Lebensführungsprozedur bejubeln. Die sexuelle Sphäre könnte vielleicht emblematisch für diese letzte Bastion sein, wenn denn Verschwörungstheoretiker\_innen mehr Sinn für Erotik aufwiesen.

Eine strategische Berührungslosigkeit, ein ‚nicht zu nahes Rangehen‘, war und ist die Devise beim Fotografieren, damit alles Abgelichtete gut sichtbar wird. In der sexualisierten Version der Bilderzeugung, in der Pornografie, muss ‚zu nah‘ und ‚zu fern‘ anders austariert werden, schließlich soll der genitale Aktivismus möglichst sichtbar sein (Lautmann & Schetsche, 1990). Zu weit weg sein bedeutet hier, den Clou der gesamten Inszenierung zu verpassen. Distanzen können also auch Näherungsmedien sein – und Berührungen in der sexuellen Interaktion in ihrer Wertigkeit können durch die medialen Annäherungen übertroffen werden, die auf die interagierenden Körper auch und vor allem abzielen. Sex im pornografischen Rahmen ist stets beides, Unmittelbarkeit und raum-zeitliche Ferne, und in dieser zwiespältigen Form ist die Pornografie zu einem Kulturgut geworden (Schuegraf & Tillmann, 2012).

Sex im Privaten hingegen will die Ferne unbedingt einbüßen und soll nur Nähe, nur Intimität sein; dies ist für viele sogar der ‚Wesensgrund‘ sexueller Interaktion überhaupt. Die Popularität von Pornos ist von diesem Gegenpol abhängig, und vielleicht gilt dies heutzutage auch vice versa. Gegen einen so stabilen ontologischen Status können Abstandsgebote wenig ausrichten. Verordnete Berührungslosigkeit war in der intensivsten Phase der Corona-Zumutungen schon nicht durchdringend genug, nachhaltig ein sexuelles Umdenken zu besorgen. Das Risiko der intimen Berührung mag eine soziale Tatsache sein, die beiden Pole sind aber nicht gleichwertig: Im Zweifel ist das Vorhandensein des Risikos von Nachteil nicht für die Berührungslust, sondern für die Verbreitung des mit dem Risiko verbundenen Schreckgespensts.

## Literatur

- Armstrong, E.A., England, P., Fogarty, A.C.K., 2012. Accounting for Women's Orgasm and Sexual Enjoyment in College Hookups and Relationships. *American Sociological Review* 77 (3), 435–462.
- Baudrillard, J., 1989. Videowelt und fraktales Subjekt. In: *Ars Electronica* (Hg.), *Philosophien der neuen Technologie*. Merve, Berlin, 113–131.
- Bauman, Z., 2003. *Liquid Love. On the Frailty of Human Bonds*. Polity, Cambridge/Malden.
- Bauman, Z., 2012. *Leben als Konsum*. 3. Aufl. Hamburger Edition, Hamburg.
- Benkel, T., 2010a. Der intime Augenzeuge. Elemente einer Soziologie des Voyeurismus. In: Ders., Akalin, F. (Hg.), *Soziale Dimensionen der Sexualität*. Psychosozial, Gießen, 361–389.
- Benkel, T., 2010b. Die Sichtbarkeiten des Frankfurter Bahnhofsviertels. Ein soziologischer Rundgang. In: Ders. (Hg.), *Das Frankfurter Bahnhofsviertel. Devianz im öffentlichen Raum*. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 15–100.
- Benkel, T., 2015. Die Konstruktion der sexuellen Wirklichkeit. Körperwissen, Medienbilder und die Logik der Prostitution. In: Lewandowski, S., Koppetsch C. (Hg.), *Sexuelle Vielfalt und die (Un-)Ordnung der Geschlechter. Beiträge zur Soziologie der Sexualität*. Transcript, Bielefeld, 67–98.
- Benkel, T., 2021. Modelle sexueller Arbeitsteilung. Diskurse und Differenzen. In: Ders., Lewandowski, S. (Hg.), *Kampfplatz Sexualität. Normalisierung, Widerstand, Anerkennung*. Transcript, Bielefeld, 39–71.
- Berger, P.L., Kellner, H., 1965. Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens. *Soziale Welt* 16 (3), 220–235.
- Boll, T., 2019. *Autopornographie. Eine Autoethnografie mediatisierter Körper*. De Gruyter, Berlin/Boston.
- Christensen, M.A., 2021. 'Tindersluts' and 'Tinderellas.' Examining the Digital Affordances Shaping the (Hetero-)Sexual Scripts of Young Womxn on Tinder. *Sociological Perspectives* 64 (3), 432–449.
- Collins, R., Coltrane, S., 2001. *Sociology of Marriage and the Family. Gender, Love, and Property*. 5. Aufl. Wadsworth, Belmont (Calif.)
- Dekker, A., 2012. *Online-Sex. Körperliche Subjektivierungsformen in virtuellen Räumen*. Transcript, Bielefeld.
- Delanty, G. (Hg.), 2021. *Pandemics, Politics, and Society. Critical Perspectives on the Covid-19 Crisis*. De Gruyter, Berlin/Boston.
- Dombrowski, J., 2011. *Die Suche nach der Liebe im Netz. Eine Ethnographie des Online-Datings*. Transcript, Bielefeld.
- Dröge, K., Voirol, O., 2013. Prosumer der Gefühle. Zum emotionalen Produktionsregime des Web 2.0 am Beispiel von Online Dating Plattformen. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 38 (2), 185–202.
- Durkheim, E., 1984. *Die Regeln der soziologischen Methode*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Heidingsfelder, M., Lehmann, M. (Hg.), 2021. *Corona. Weltgesellschaft im Ausnahmezustand? Velbrück, Weilerswist*.
- Kaufmann, J.-C., 2004. *Der Morgen danach. Wie eine Liebesgeschichte beginnt*. UVK, Konstanz.
- Latour, B., 2006. Über technische Vermittlung. Philosophie, Soziologie und Genealogie. In: Belliger, A., Krieger, D. J. (Hg.), *ANThology. Ein einführendes Handbuch in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Transcript, Bielefeld, 483–528.
- Lautmann, R., Schetsche, M., 1990. *Das pornographierte Begehren*. Campus, Frankfurt am Main/New York.
- Lindemann, G., 2020. Die Ordnung der Berührung. Staat, Gewalt und Kritik in Zeiten der Coronakrise. Velbrück, Weilerswist.
- Newett, L., Churchill, B., Robards, B., 2017. Forming Connections in the Digital Era. Tinder, a New Tool in Young Australian Intimate Life. *Journal of Sociology* 54 (3), 346–361.
- Otte, G., 2007. Körperkapital und Partnersuche in Clubs und Diskotheken. Eine ungleichheitstheoretische Perspektive. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 2 (2), 169–186.
- Peetz, T., 2019. Ausweitung der Paarungszone? Grenzverschiebungen digitalisierter Paarbeziehung. In: Kropf, J., Laser, S. (Hg.), *Digitale Bewertungspraktiken. Für eine Bewertungssoziologie des Digitalen*. Springer VS, Wiesbaden, 261–273.
- Reichert, R., 1997. *Der Diskurs der Seuche. Sozialpathologien 1700–1900*. Fink, München.
- Rosenfeld, M.J., 2018. Are Tinder and Dating Apps Changing Dating and Mating in the U.S.? In: Van Hook, J., McHale, S.M., King, V. (Hg.), *Families and Technology*. Springer, Cham, 103–117.
- Schmidt, G., 2014. *Das neue Der Die Das. Über die Modernisierung des Sexuellen*. Psychosozial, Gießen.
- Schmidt, R.-B., Schetsche, M. (Hg.), 2012. *Körperkontakt. Interdisziplinäre Erkundungen*. Psychosozial, Gießen.
- Schmitt, C., 2002. *Der Begriff des Politischen*. 7. Aufl. Duncker & Humblot, Berlin.
- Schuegraf, M., Tillmann, A. (Hg.), 2012. *Pornografisierung von Gesellschaft. Perspektiven aus Theorie, Empirie und Praxis*. UVK, Konstanz.
- Simmel, G., 1999. *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.

---

### Autor

Akademischer Rat Dr. phil. Thorsten Benkel, Universität Passau, Lehrstuhl für Techniksoziologie und nachhaltige Entwicklung, Dr. Hans-Kapfinger-Str. 12, 94032 Passau, e-mail: Thorsten.Benkel@uni-passau.de

---